

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Mittwoch, 7. November.

1928.

(33. Fortsetzung.)

### Geld fällt vom Himmel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Paul Enderling.

Für die nächste Zeit hatte er Geld genug. Es blieb sogar noch genügend für ein Telegramm an diesen Kiewening, das er schnell hinkritzelte, um es unten in die Portierloge zu legen. „Anzeigen! Grotted verhaften! Geld folgt morgen. Brod.“ Seine Kasse war bescheiden genug, aber er hatte ja einstweilen keine Zeit zu einer andern. Vielleicht kamen einmal andre Zeiten.

Hatte sich dieser Grotted nicht auch um Inge Brodersen bemüht? Nitschewo. Er war bei dieser kalten Spröden nicht weitergekommen als andre. Möchten sie verderben.

Vorsichtig die Tür öffnend, ging er hinaus. Auf dem Korridor war niemand. Der Lift trug ihn nach unten, wo reges Durcheinander ihn verdeckte. Er legte die Depesche mit einem Geldschein in die Portierloge und schob sich dann mit einer Gruppe Engländer auf die Straße. Er fiel niemand auf, auch nicht dem fliegenden Buchhändler, der eben einem Fremden die neue Kellieffarte von Paris aufschwafte. Alles war in Ordnung.

Im phlegmatischen Schritt eines echten Sohnes Albions ging er bis zur Ecke, wo er ein Auto heranwinkte. „Louvre“, rief er dem Chauffeur zu. Das war ein guter Einfall: jeder Engländer besuchte den Louvre.

An der Säule auf dem Place Vendome stieg er aus, zahlte, umständlich mit den französischen Lauten ringend, betrat einen staatlichen Tabakladen, den er gleich wieder verließ, um ein neues Auto zu besteigen.

An der Ecke der Rue St. Honoré knatterte ein Motorrad heran, das mit zwei Männern besetzt war. Es hielt einen Augenblick puffend neben seinem Auto, um einen Möbelwagen vorbeizulassen. Blinksy sah in fremde, gleichgültige Gesichter. Nun knatterte es weiter.

Als er durch die Bahnsperre trat, ohne behelligt zu werden, atmete er auf. Er war ihnen entkommen. Er ging lächelnd an dem Zug entlang, der schon wartete. Seine Pfeife qualmte.

Ein gutgekleideter Herr streifte ihn mit seinem Reisekoffer und sagte mit unterwürfigem Gesicht, als bäte er um Verzeihung, leise: „Slowo!“

Fast hätte Blinksy aufgeschrien: er war umstellt.

Er bezwang seine Miene und ging achselzuckend weiter. Noch war nicht alles verloren. Hier auf dem Bahnsteig würden sie keine Gewalttat wagen. Zur Vorsicht stellte er sich so, daß er von andern gedeckt war. Wenn er im letzten Augenblick der Abfahrt aufsprang, war er gerettet, zum mindesten für die nächste Zeit. Und im Zug gab es Notbremsen, die ein Auspringen an einem Punkt, wo es ihm beliebte, ermöglichten.

Die Lokomotive stieß einen langen Pfiff aus, der Zug rollte an. Blinksy faßte einen Griff und wollte sich emporringen, aber irgend etwas kam ihm zwischen die Beine, seine unsichere Hand glitt nieder, er fühlte sich ins Schwanken und Stolpern kommen, taumelte und fiel zwischen die fahrenden Wagen.

Ein vielstimmiger Aufschrei gellte durch die Halle. Signale schrillten. Der Zug hielt wieder.

Zwei Beamte zogen einen verstümmelten Leichnam hervor, der einen Anblick von lächerlicher Graufigkeit bot, da die eine Hälfte des Schnurrbarts sich verschoben hatte.

Ein Reisender, der sich offenbar verspätet hatte, und der einen stark slawischen Akzent sprach, meinte: „Wahrscheinlich ein Komödiant!“

Die entsetzten Beamten nickten nur.

In dem gelben Haus an der Rückertstraße war es still geworden, auch seit Brodersens wieder heimgekehrt waren. Die vielen Besucher der letzten Zeit blieben aus. Gäste wurden nicht geladen und nicht empfangen. Der einzige, der Zutritt hatte, war Grotted.

Er saß an diesem milden Septemberabend auf dem Balkon und lauschte Inge, die drinnen Bach spielte. Sie spielte auf den Wunsch ihres Vaters, der drüben in seinem Zimmer saß und diktierte.

Das kleine magere Fräulein war wieder da und schrieb. Ihre Furcht vor Brodersen hatte sie verloren, und sie konnte zu ihm aufsehen, ohne zusammenzufahren. Sie erzählte, daß er oft halbe Stunden lang schwieg, als ob er über etwas nachgrübele, und daß sie ihr Stundengeld gar nicht abverdiente.

Er diktierte jetzt nur von seinen Reisen, von Tempelwundern auf Sumatra, von der Seeschlange an der australischen Küste, von fanatischen Sekten im östlichen Rußland. Alle die fürchtbaren Dinge, die sie einst mit Schaudern stenographiert hatte, schienen beiseitegelegt zu sein. Sie hatte sie nicht in die Maschine übertragen müssen, und er kam nie auf sie zurück.

Brodersen konnte bisweilen sogar freundliche Fragen stellen, er schrieb sie nicht mehr an, wenn sie Einwände machte, und selbst seine Stimme hatte ihren drohenden, gewittrigen Klang verloren. Es kam dem Fräulein vor, daß er gealtert sei.

Grotted wußte, daß ihn die Stunde, da man ihm den Tod Blinksys gemeldet hatte, nicht umgeworfen hatte — es war noch andres, was an ihm nagte. Wie ein Fürst hatte er die Pariser Polizei empfangen, die gern wissen wollte, in welchem Auftrag sein ehemaliger Privatsekretär in Verkleidung und mit falschem Paß gefahren sei. Daß es nicht in seinem gewesen war, wußte man: man hatte sein Gespräch im Saal des Grand Hotel behorcht. Man war freundlich auseinandergesprochen, und der Seinsfahrt war kein Hindernis in den Weg gelegt worden.

Schon am nächsten Tage waren sie gefahren, und Grotted hatte bei Brodersens bleiben dürfen. Es war eine qualvolle Fahrt gewesen. Brodersen sprach kein Wort, ließ sich von Si bedienen und im übrigen Inge alles bestimmen. Die ganze Zeit über waren seine Augen auf die Landschaft gerichtet, die sie nicht sahen.

„Wir müssen ihn schonen“, hatte Inge gebeten, wenn Grotted ungeduldig wurde. „Warte noch!“

Aber dies Warten war schwer, zumal er dem Blinksy um keinen Schritt näherkam. Entfernte sich nicht

auch Inge von ihm? War er ihrer sicher, wenn sich sein Schicksal hier erfüllte? Tag für Tag erwartete er den Schlag, der nun auf ihn niederzusen mußte. Blinsky war tot, in sein eigenes Netz verstrickt worden. Aber der andre war da, dieser lächerliche Bursche, den er mit Geld unschädlich machen konnte. Hatte nicht Martha Rebmann dazu geraten? Er verscheuchte diesen Gedanken der Abwehr. Nicht feige sein!

Das Schicksal hätte begleitet sein müssen von tönenden Fanfaren und wehenden Fahnen — hatte es nicht so begonnen? — nun würde es häßlich, bössartig und dumm sein. War es nicht am einfachsten, er ging ihm entgegen? Aber das hätte bedeutet, daß diese Stunden mit Inge zu Ende waren, diese Stunden, die der Inhalt seines Lebens geworden.

Bisweilen sah sie fragend zu ihm auf, sie fühlte wohl, daß er mit Entschlüssen rang. Aber er wagte nicht, das zu sagen, was sie damals mit Küffen fortgeschickt hatte.

Ihre trostige, leuchtende Liebe war eine melancholische Liebe geworden, nicht entsetzend, aber abwartend und müde von diesem Warten. Es paßte gut, daß die ersten gelben Blätter des Jahres von den Zweigen glitten —

Inge hatte ihr Spiel geendet. Einen Augenblick noch sah sie am Flügel verträumt in die Weite blickend, bis sie sich zu Grottek wandte. Wie ernst er war! Er hätte nie in diese Stadt kommen sollen, nie in dieses Haus. Unglück steckt an —

Aber als sie sich so weit in ihren Gedanken verirrt hatte, stand sie auf, alles abschüttelnd, und ging langsam zu ihm hinaus.

Er erhob sich verwirrt und reichte ihr die Hände. „Dank, Inge!“ Sein scheinbares Lächeln machte sie erbeben. Konnte sie ihn nicht froh machen?

„Ich habe die Chaconne auf Vaters Wunsch gespielt, ich habe ihm auch gesagt, daß es dein Lieblingsstück ist und daß ich gar nicht wagte, sie vor dem Meister zu spielen.“

„Ich soll ein Meister sein? Ach, Inge, wie weit bin ich davon. Und dein Vater ließ es dich doch spielen?“

„Ja, er meinte, ich sollte es nun für mich deuten. Alle Musik sei nur Anstoß, für ihn ein andrer als für mich.“

„Du hast gut gespielt.“  
„Das freut mich, aber ich fürchte, daß du sehr wenig zugehört hast. Gesteh es nur!“

„Wie du mich kennst! Ja, ich habe während deines Spiels dem Erstehen eines Wunders zugegesehen, das unter deinen Tönen aufblühte und das mich nun doch mit dir verband.“

„Ein Wunder?“  
Er nahm sie an der Hand und führte sie an das Geländer. „Sieh!“ Ein Regenbogen schwang sich durch die Luft. In tiefen, satten Farben stand er auf dem dunkeln Untergrund. „Die Götterbrücke. Jetzt wandeln sie hinüber.“

„Wohin?“  
„Siehst du es nicht? Von Westen nach Osten — und drüben ist die Brücke in Grotthausen verankert.“

„Der Bogen des Friedens...“ Sie schmiegte sich an ihn. Ihr Haar streifte seine Stirn. Ihr Mund blühte ihm entgegen. Er wagte nicht, ihn zu berühren.

„Frieden? Den könnten wir alle gebrauchen. Wie heißt doch der alte Kirchenspruch? Solange habe ich ihn nicht vernommen, und nun ist mir, als sei er erst gestern durch das spitze Gewölbe unserer alten Ordenskirche gehalten, feierlich beschwörend, verheißend: „Friede, der höher ist als alle Vernunft...“

Sie blickte besorgt zu ihm auf. „Er wird auch hierherkommen. Wir haben nur alle zu tief in Abgründe gesehen, um an ihn glauben zu können. Oh, welche Abgründe!“ Sie kämpfte das Schaudern nieder. Bis heute hatte sie ihm nicht die fürchtbare Szene mit Blinsky gestehen können. „Ist nicht Nachricht aus Grotthausen gekommen?“

„Ja. Mutter sitzt am Waldrand, da, wo man die Chaussee zum Bahnhof überblickt, und wartet auf uns. Auch sie wartet...“

Sie nötigte ihn zum Sitzen und strich über sein Haar. „Wir kommen bald... bald...“

„Mutter glaubt es auch, aber sie ist immer eine unverbesserliche Optimistin gewesen. Inzwischen kontrolliert sie den Gesang der Vögel, anstatt die Melkerei zu kontrollieren.“

Sie lachte ein kleines Lachen. „Wie ich mich auf sie freue!“

„Weißt du übrigens, daß ich im Begriff war, mein eigener Inspektor zu werden?“

„Ich verstehe von diesen Dingen nur, daß sie gesund sind und daß es herrlich sein muß, auf seinem Erbe zu arbeiten.“

Sie hielt inne und lauschte zum Zimmer hinüber, wo ein Schritt erklang, der schwere, gleichmäßige, vorwärtstastende Schritt ihres Vaters. Er verließ jetzt manchmal mitten im Diktat sein Zimmer, durchschritt die Räume, um dann wieder zurückzukehren. Die alte Ruhelosigkeit, die ihn einst über den Erdball getrieben hatte, zerrann in diesem Wandern durch sein Haus.

Nun blieb er am Flügel stehen. „Spielst du noch etwas, Inge?“

Sie war gleich bei ihm. „Wenn du wünschst, Vater. Ich tue es gern.“

Seine Hände suchten sie und saßten ihre Rechte. „Nein, ich danke dir. Du hast genug für mich getan. Wunderbar, wieviel Ruhe aus den paar elfenbeinernen Tasten strömt! Oder sind sie gar nicht aus Elfenbein?“

„Ich weiß nicht.“ Sie sah ängstlich in sein Gesicht, das zum Balkon hinüberstarrte. Plötzlich neigte er sich zu ihrem Ohr. „Er weiß es“, flüsterte er. „Aber wissen es auch andre?“

Sie wußte sofort, was er meinte. „Nein, Vater. Ich habe ihn gefragt. Es wird so viel über dich gesprochen, daß er es erfahren haben müßte.“

„Gut“, sagte er befriedigt. Seine gebeugte Gestalt straffte sich wieder. Der alte Trotz meißelte wieder die Furchen um die Mundwinkel ein. „Das ist gut.“ Er wandte sich ab, seinem Zimmer zu.

„Hast du mir sonst nichts zu sagen?“ flehte ihre Stimme.

Einen Augenblick zögerte er, wie gebannt von ihrer Bitte, dann fuhr der Kopf wieder in den Nacken. „Ein andermal.“ Er betrat sein Arbeitszimmer, dessen Tür sich hinter ihm schloß. (Schluß folgt.)

## Der gute Ton vor hundert Jahren.

Von M. R. English.

Im Laden eines Bücherantiquars entdeckte ein englischer Schriftsteller vor einiger Zeit ein vollkommen vergriffenes, verstaubtes Büchlein. Es führt den Titel: „Die Bräuche der guten Gesellschaft — ein Leitfaden für Damen und Herren.“ Das Bändchen stammt aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und führt den Leser in ein interessantes und erstaunliches Reich, in dem dem harmlosen Spaziergänger auf Schritt und Tritt Zuhangeln und Fallen auflauern. Es wimmelt nur so von „du darfst“ und „du sollst nicht“. Da gibt es ganze Abhandlungen über Tischmanieren, Einladungsetikette, korrektes Benehmen auf der Straße, Besuche auf Landgütern, passende Toiletten, eine eigene Raucheretikette und eine Anweisung für schüchternen Bewerber für das Vorgehen bei Heiratsanträgen. Kurz, nach Aneignung der in dem Buche geschilderten Manieren konnte man nicht anders, als eine Zierde der Gesellschaft zu sein.

Manieren, meint der Verfasser, wären wohl nur der Deckmantel eines Charakters. Da aber die meisten Charaktere sich in ihrer Blöße schlecht ausnehmen würden, wäre es besser, sie zu verhüllen. So lange die Menschheit nicht zur Vollkommenheit gediehen sei, würde das Zurschauftrauen der innersten Gefühle nur unangenehme Eindrücke hervorrufen und so lange werde sich die Hülle der guten Manieren auch als notwendig erweisen.

Angesichts der modernen Schimms und Blues hätte diesen arbeiter elegantiarum einer verschollenen Epoche zweifellos augenblicklich der Schlag gerührt. Die Tanzenden damals mußten mit einer Unmenge von Kenntnissen beladen den Ballsaal betreten. Wenn du eine Quadrille ganz durchtanzten und Polka, Walzer und Galopp ausführen kannst, meint er, „bist du für den Ball genügend vorbereitet. Freilich aber solltest du auch Lanciers, Schottisch und

Mazurka tanzen können. Du hast dann um so mehr Möglich-  
keiten, dich angenehm zu machen. Das Wichtigste beim  
Tanzen aber ist das Lächeln. Man nimmt an, daß Tanzen  
ein Vergnügen sei und nichts weniger ist am Plat, als ein  
finsternes Gesicht zu machen. Auch soll man sich davor hüten,  
herausfordernd dreinzubliden. Die Damen sind als zarte,  
blumenhafte Wesen zu betrachten, die verehrungsoll be-  
handelt werden müssen. Es wäre unverzeihlich, während  
einer Quadrille wild einherzustürmen und, die Dame an  
der Hand haltend, sie mit großen Schritten durch den Saal  
zu zerrn. Werden Karten gespielt, dann soll der Spieler  
stets eingedenk sein, daß das Spiel als Prüffeld guter Er-  
ziehung und tadelloser Selbstbeherrschung gilt. Man muß  
verlieren können, ohne mit der Wimper zu zucken, gewinnen,  
ohne Triumphgeföhlen Ausdruck zu verleihen. Man soll  
nie zu scharf auf den Strafpunkten der Gegner bestehen und  
immer augenblicklich bezaheln.

Eine andere Reihe von Vorschriften betrifft das reiz-  
volle Musizieren in guter Gesellschaft. Den Herren der  
Schöpfung wird dort der Rat erteilt, beim Vorfingen in  
Damenkreisen ihre Stimme zu mähigen und der zart-  
behaarten Nerven der Damen zu gedenken. Übrigens sei  
eine Frauenstimme für den Salon geeignet. Den Damen  
hingegen wird gesagt, daß eine Dame ohne ihr Klavier,  
ihre Pinsel oder eine feine Handarbeit, ohne ihre französi-  
schen Lieblingsautoren und ihre deutschen Dichter ein armes,  
erbarmungswürdiges Wesen sei. Besonders feine Hand-  
arbeiten werden als unerlässliches Attribut der vornehmen  
Dame bezeichnet. Im übrigen wird gutes Musizieren als  
vollkältiger Ersatz für die Kunst der Konversation gerühmt.  
Nur sollen verblühte Frauen leidenschaftliche Liebeslieder  
oder neckische Strophen vermeiden. Die nützlichste Bevoll-  
kommnung aber ist die Kenntnis fremder Sprachen. Herren  
wird speziell geraten, in einer Leihbibliothek abonniert zu  
sein und mindestens eine Tageszeitung zu lesen.

Ein hartes Leben führten die Raucher. In Anwesen-  
heit des schönen Geschlechts durfte man nicht rauchen. Es  
galt selbst als unart, die Erlaubnis, eine Zigarre zu  
rauchen, nachzusuchen. Man durfte diesem Laster nicht in  
einem Raum krönen, der zeitweise den Damen als Aufent-  
haltort diente, und war es einmal zu einer ordentlichen  
Rauchstimmung gekommen, so wechselte man nachher den Rod.  
Ein besonderer Passus ist der Kunst des „Zanorierens“ ge-  
widmet. Sie wird im allgemeinen als unelegant bezeichnet,  
falls es aber doch unumgänglich notwendig wäre, so gelten  
folgende Regeln: Ein Herr darf eine Dame unter gar keinen  
Umständen ignorieren. Ein junges Mädchen ebensowenig  
eine verheiratete Dame. Auch nahe Verwandte sollten davon  
Abstand nehmen und wären sie auch noch so böse unter-  
einander. Ein Vorgesetzter soll den Gruß seines Unter-  
gebenen erwidern. Er hat andere Mittel zur Hand, ihn zu  
strafen, wenn es nötig ist. In Liebes- und Heiratsange-  
legenheiten ist der arbiter elegantiarum für das gesprochene  
Wort. Er findet einen Heiratsantrag mit vor Aufregung  
heiserer Stimme hervorgehoben, wirkungsvoller, als ganze  
Seiten von Gefühl auf Papier.

Andere Zeiten, andere Sitten! Die gründlichere Bil-  
dung der heutigen Frau, die Vorliebe für den Sport, die  
überall auftauchenden Schwierigkeiten wirtschaftlicher Art  
haben eine Generation geschaffen, die, bei aller Bewunde-  
rung verfeinerter Sitten, das Leben nicht nach den Vor-  
schriften der Voreltern einzurichten vermag. Aber durch  
den Wandel hindurch bleiben in guter Gesellschaft  
dennoch die Eigenschaften wirksam, denen unsere Kultur  
immer wieder zum Siege verhalf: Rücksicht und Menschen-  
liebe.

## Grasbrand auf Sumatra.

Von Volkmar Tro.

Wilder Alarm der Feuergonas, dumpfe Feuerhörner,  
Geschrei geht durch die Nacht, vor den Baracken der chine-  
sischen Tabakarbeiter wird es jäh lebendig, schwarzes Ge-  
wimmel stürzt aus den Bambushütten, rot erhellte Gesichter  
starren gegen Süden: Grollrot wölbt sich der Himmel über  
grauweißen Rauchwolken und windgeweitstem Funken-  
hagel — der dürre Bambus und das mannshohe, harte  
Lalanggras brennen!

Kilometerweit stehen die fast zwei Meter hohen Halme,  
die alle brachen Tabakfelder überwuchern, in Flammen.  
Seit Wochen kein Tropfen Regen, Gras und Bambus sind  
dürre wie Zunder. Und der Sturm treibt das Feuer genau  
in die Richtung der Plantage: die ganze Ernte ist einge-  
bracht und sortiert, die großen Tabakscheunen sind bis zum  
Dach gefüllt, die Versicherungssummen bedeuten kaum ein  
Bruchteil des Wertes der Ernte.

In den Alarm der Gongs knattern jetzt Knallfrösche  
und Raketen — die abergläubischen Gelben wollen die Ge-  
fahr mit ihrem Feuerwerk bannen, Aufseher und Assistenten

ordnen rasch die kopflosen Rudel, treiben sie zum Blut. Rasse  
Tücher werden um Kopf und Füße gebunden, die Leinwand-  
hosen und Jaden mit Wasser übergossen, Haufen von grünen  
Zweigen herbeigeschleppt und verteilt, der Direktor ver-  
spricht jedem Kuli zwei Silberdollar, wenn die Scheunen  
gerettet werden, dann jagen vierhundert Mann, vom Wasser  
triefend, ununterbrochen schreiend in einer Linie dicht neben-  
einander dem Feuer entgegen, das wie eine rote Mauer  
herandrückt, schlagen wütend mit den Zweigen, stampfen mit  
den Füßen das lange Gras nieder, immer im Lauffschritt  
und schreiend, als sollte das Gebrüll den Brand ver-  
scheuchen, schwenken in einem Bogen um die Siedlung, bis  
eine breite Sicherungszone niedergetreten ist, die den  
Funkenflug aufhalten soll.

Schon werden Qualm und Hitze unerträglich, die gelben  
Rauchschwaden verschleiern jede Sicht, das Prasseln der  
Halme kommt wie Gewehrgeknatter näher. Die ganze  
Schwarmlinie jagt jetzt einige hundert Meter zurück, wirkt  
sich vor der sengenden Hitze zu Boden. Alles liegt geduckt  
vor dem Funkenregen, die nassen Tücher gegen den dicken  
Qualm vor Mund und Nase, man wartet auf den Augen-  
blick, da die Wut des Feuers an der Linie des nieder-  
gestampften Grases zusammenbricht.

Die rote Mauer steht jetzt still, fällt plötzlich zusammen,  
frißt schon am Boden weiter. Mit Geheul springen die  
Vierhundert auf, stürzen vorwärts, schlagen das niedrige  
Feuer mit den Zweigen nieder, teilen sich, um wieder-  
aufflackernde Herde mit den Füßen zusammenzutreten —  
nach einer Stunde ist die ganze Front nur mehr ein Schwel-  
endes, schwarzes Feld, in dem vereinzelt die dicken Bambus-  
stäbe glimmen. Brandwachen bleiben bis zum Morgen.

Mit der Dämmerung schlägt der Wind um und treibt  
den Qualm nach Norden, die Gefahr ist vorüber. Die ver-  
ruhten, zu Tode erschöpften Chinesen hocken am Fluß,  
waschen sich die verbrannten Füße, kochen Reis und würfeln  
schon um die zwei Dollar, die erst am Vormittag ausbezahlt  
werden. Einer der Plantagen-Assistenten stellt Verhöre an,  
die Gelben schüttele den Kopf, lächeln untertänig und  
stopfen Reis in den Mund. Die Aufseher lassen ein Faß  
Palmwein anfahren — alles umsonst. Die Gelben geben  
dem Sturm Schuld oder einem Hirtenfeuer, lächeln, essen  
und trinken.

Jeder von ihnen weiß, daß der Brand von den drei  
Kulis gelegt wurde, die man am vergangenen Tage wegen  
Diebstahls entließ!

## Ob Schmetterlinge den Winter überleben?

Mir ist es geblüht, einem Schmetterling, der den ganzen  
Winter bei mir „zur Kur“ war, im Mai seine Freiheit  
wiedergzugeben. Ob er nun weitergelebt hat, kann ich nicht  
sagen — ich sah ihn nur der warmen Sonne entgegen-  
liegen. Doch ich will berichten, wie unsere Freundschaft  
entstand: Eines Tages hörte ich am Fenster das Flattern  
eines Schmetterlings. („Fuchs“ ist sein Familienname.)  
Da es Winter war und wir nur grüne Pflanzen im  
Zimmer hatten, der kleine Schmetterling also keine richtige  
Nahrung hatte, überlegte ich, was man ihm wohl am besten  
geben könnte. Ich nahm etwas Zuderwasser, ließ ein paar  
Tropfen an der Fensterscheibe herunterlaufen — und richtig,  
mein kleiner Freund begreift, reißt seinen Rüssel so weit  
es ging, tastete damit die Scheibe ab und als er die Spur  
gefunden hatte, futterte er tapfer darauf los. Gesättigt,  
flog er auf — fort war er. Aber am Fenster mußte er ein  
Schlupfloch haben — unter dem Vorhang? — ich hab's nie  
rausgebracht, wo er „wohnte“. Nach zwei bis drei Tagen  
war er plötzlich wieder da, kam nun fast täglich, ließ sich  
ein paar Wochen hindurch die Verpflegung gefallen. Dann  
bemerkte ich eines Tages, daß der Schmelz auf seinen  
Flügeln fast verloren war (scheint's auch bei Schmetter-  
lingen eine Alterserscheinung), und ein paar Tage darauf  
sah ich ihn, trotz reichlicher Verköstigung, tot am Boden.  
Es traf mich wie ein Vorwurf, und doch hatte ich keine  
Schuld, denn ein „Kochbuch für Schmetterlinge“ existiert  
wohl kaum, außerdem lieferte mir den glänzendsten Gegen-  
beweis das Erscheinen eines zweiten Schmetterlings, dies-  
mal war's ein „Pfaueauge“. Meine Gastfreundschaft  
muß sich also in der Verwandtschaft schon rumgesprochen  
haben. Da ich nun meine Erfahrung gemacht hatte, so  
überlegte ich, wie ich's diesmal mit dem Füttern machen  
sollte! Ich nahm meinen neuen Kostgänger auf die Hand,  
tauchte ein Stückchen Pappdeckel in das als Schmetter-  
lingskost bewährte Zuderwasser und versuchte dann mittels  
des Pappdeckels den Rüssel des Tierchens ganz, ganz vor-  
sichtig aufzurollen. Es dauerte erst lange, ehe er begriff,  
aber dann lernte er es doch und futterte sorglos, bis er  
genug hatte und, genau wie der erste Schmetterling, eben  
hinter dem Vorhang verschwand. Am nächsten Tag erschien

er nicht — dafür ein direkter Verwandter des kleinen Verstorbenen — ein „Fuchs“. Mit ihm machte ich dasselbe Kunststück und bemerkte zu meiner Freude, daß er viel schneller meine Absicht begriff. (Sagte ihm nun sein Better davon erzählt oder ist's eigene Fuchs-Schlaueit?) Auf alle Fälle hat's ihm vorzüglich geschmeckt und er zog sich befriedigt — hinter den Vorhang — zurück, um sich von seinem Frühstück zu erholen oder auch, um sich Appetit zum Mittagessen zu holen, denn gegen 2 Uhr kamen die beiden Kameraden und flogen ans Fenster. Als ich mit dem Butterknäpfchen kam, flogen sie mir zappelnd vor Erwartung (oder Hunger?) auf die Schulter, streckten ihre Rüssel raus, als ob sie sagen wollten: „Aber nun mal 'n bißchen stinkt!“ Schnell nahm ich in jede Hand etwas Zuderwasser — und sie setzten sich von alleine dran — tranken sich satt — so satt, daß sie erst nach zwei Tagen wieder Hunger spürten. Diesmal erschienen sie zu dritt. Freund „Blauenauge“ hatte sein Brüberchen mitgebracht. Die alten Stammgäste zeigten dem neuen, wie man's macht. Kamen alle drei über die Sofalehne auf meine Schulter gekrabbelt und suchten mit ihren Rüsseln eifrig nach ihrer Nahrung. Als sie nach ein paar Tagen wieder kamen, lernten sie „Alleine-Essen“, d. h. ich legte einen auf den Rand des Schüsselchens, führte ihm den Rüssel ins Wasser und hatte dann die Hände frei, um ihn durchs Vergrößerungsglas zu beobachten. Das war nun zu interessant, zu sehen, wie der lange Rüssel arbeitete und saugte, dabei rauschten die bunten Flügelchen vor Behagen (gerade wie ein Käschchen schnurrt, wenn ihm wohl ist). Eine gute halbe Stunde sah er so, flog dann zu seinen Freunden, die während all der Zeit auf dem Sofa rumgeklettert waren, dessen Farben ihnen, scheint's, sehr zusagten. Nachher kam immer bloß einer, wo die anderen waren, blieb mir ein Rätsel. Dieser eine treue aber kam jetzt schon immer gleich auf den Tisch geflogen, und wenn sein Essen nicht bereit stand, flog er ans Fenster und trommelte an der Scheibe (wie es so nervöse Leute tun). Dann kam er eines Tages wieder in Begleitung von zwei Fräulein. Wo die bloß alle herkamen, mitten im Winter? Es waren neue, denn sie muhten erst trinken lernen. So hatten wir, und nicht bloß diesen einen Winter, immer das Zimmer voll Schmetterlinge, und welche Freude war es für mich, meinen ältesten, treuesten Freund im Mai zur Sonne fliegen zu sehen! Die anderen blieben meist eines Tages fort oder ich fand sie morgens tot am Boden liegen. Einer sogar wurde krank, bekam einen Anfall (Magenkrampf? — war's zu süß, zu fast?). Kurz, er mußte getötet werden. Eines nur weiß ich noch, daß man achtgeben muß, daß durch das klebrige Zuderwasser die Flügel und Beinchen nichts abtriegen — dann zusammenleben. Also — „Ob Schmetterlinge überwintern?“ Versucht's auch! Nur wünsche ich allen, denen es auch glückt, recht viel Freude und Schmetterlingsgäste. F. Sch.

## Alte Spielkarten.

Von S. Hesse (New York).

Es geht die Sage, daß die Spielkarten von einem Europäer gezeichnet wurden, um den irrsinnigen König Karl VI. von Frankreich von Delirium und Schwermut abzulenken. Die Puritaner behaupteten, Seine Satanische Majestät der Teufel wäre der Urheber.

Es scheint jedoch, daß es sich in Wirklichkeit um eine orientalische Erfindung von hohem Alter handelt. Die Europäer lernten die Spielkarten wahrscheinlich im 13. Jahrhundert kennen.

Als die Blafgesichter später in Amerika anlangten, fanden sie Indianer, die mit bemalten Stöckchen ein Spiel spielten, das dem Kartenspiel asiatischer Herkunft sonderbar ähnlich war. Aus dieser anscheinend bedeutungslosen Tatsache ziehen Gelehrte Schlussfolgerungen über die Herkunft der ersten Rasse, die den amerikanischen Erdteil bevölkerte.

Das Nationalmuseum zu Washington besitzt einen vollständigen Satz dieser sonderbaren „Karten“, die in einem Lederfutteral stecken. — Die Chinesen besaßen ähnliche Sätze aus geschnittenem Elfenbein.

Sämtliche frühen Karten waren natürlich handgezeichnet. Es wurden sogar viel Zeit und Mühe auf diese Arbeit verwendet. Spielkarten stellten die ersten Holzschnitte dar und waren Vorläufer der Druckkunst. Mit der Entwicklung der Kunst des Holzschnittes kam eine flut hunder Pappeckel auf, quadratisch, rund, länglich und dreieckig. Sie waren von allen möglichen Größen und zeigten Abbildungen von allem möglichen Getier, das da krecht und flucht. Jedes Land suchte das andere an absonderlichen Zeichnungen zu übertreffen.

## Altdeutsche Lebensweisheit.

I.

Wer am Morgen ist voll trohen Muts,  
Wer am Mittag ist noch ruhigen Bluts,  
Wer am Abend gar ein wenig lacht —  
Schläft in Gottes Gut die ganze Nacht.

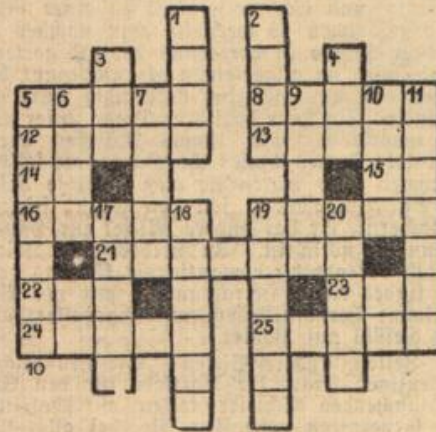
Wer in einem Jahre nicht wird schlant,  
Und in sieben Jahren niemals krank,  
Wer in zwanzig Jahren nicht wird lau  
Und in dreißig Jahren nicht wird grau,  
Wer in vierzig Jahren nicht wird weiß,  
Und in fünfzig Jahren nicht wird Greis,  
Wer in sechzig Jahren nicht wird gefangen,  
Und in siebzig Jahren nicht aehangen —  
Der dies alles konnte überleben,  
Dem hat Gott fürwahr viel Glücks gegeben!

II.

Ein Spieler, der alle Spiele wohl kann,  
Und dreißig Jahr gespielt und keinen Fluch getan;  
Und ein Wirt, der alle Tag Gäste erhält  
Und keinen Gast je hat geprellt;  
Und ein Kaufmann, der allzeit die Wahrheit liebt;  
Und ein Schuster, der jeden Fliden wiedergibt;  
Und ein Schreiner, der auf die Stunde tät pünktlich schalten  
Und nie des Lohnes zuviel hat erhalten;  
Und ein Bäcker, der zu hohem Alter ist kommen  
Und niemals Wasser statt Milch genommen;  
Und ein Richter, der hat einen grauen Bart,  
Und nie eines Unschuldigen Mörder ward —  
Die Sieben wollt ich lieber beisinander sehn,  
Als einen Schneider Weiberhofen nähn!

Nachdichtung von Walter Medauer.

## Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 5. Funkstation. 8. Hafenstadt am Dollart.  
12. Weiblicher Vorname. 13. Versteinerte griechische Göttin.  
14. Nahrungsmittel. 15. Persönliches Fürwort. 16. Gegerbte Tierhaut. 17. Abfahrtsstelle beim Sport. 21. Inselreihe bei Alaska.  
22. Männlicher Vorname in Kurzform. 23. Germanischer Kriegsgott Thor. 24. Weiblicher Vorname in Kurzform. 25. Kreisstadt bei Düsseldorf. — Senkrecht: 1. Vorfahrin. 2. Österreichische Stadt an der Donau. 3. Zuruf an die Pserde. 4. Männlicher Vorname. 5. Dänische Filmschauspielerin. 6. Dramatisches Gesangstück. 7. Überirdisches Wesen. 9. Wohnungsgeld. 10. Männliches Schwein. 11. Germanische Göttin „Mutter Erde“. 17. Flaumfeder. 18. Wagenschuppen. 19. Dünnere, langer Stahl. 20. Bekleidung.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 256:  
Wagerecht: 2. Amerika. 6. Atom. 9. Dame. 12. Kodel. 14. Paris. 15. Tenor. 17. Sonne. 18. Eis. 19. Havel. 20. Ahe. 22. Ulf. 24. Mädel. 26. Paar. 28. Mars. 29. Isthmus. 30. Raft. 33. Ise. 36. Anatom. 39. Abgott. 41. Tag. 42. Marx. 43. Reh. 44. Kudel. 46. Eifel. 48. Kanin. 50. Ahe. 52. Efte. 53. Joel. 54. Bauen. — Senkrecht: 1. Aar. 2. Amen. 3. Rom. 4. Adam. 5. Fes. 7. Botilla. 8. Dossa. 10. Armada. 11. Nieder. 13. Lohe. 14. Pola. 16. Rar. 17. Sem. 18. Euphrat. 21. Elisabeth. 23. Tritt. 25. Emsla. 27. Uhl. 31. Ananas. 32. Sagunt. 34. Lorento. 35. Stelze. 37. Omen. 38. Mal. 39. Ase. 40. Wein. 45. Dieb. 47. Fein. 48. Ren. 49. Sut. 51. Eis.